

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 20

Artikel: Luise Kaspar und ihr Liebster [Fortsetzung]

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636431>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sternenwölfe in Wort und Bild

Nr. 20 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 15. Mai

Mädchenlied.

Von Alfred Huggenberger.

Heut' muß ein Wunder geschehn!
Der Wald ist grün, die Maillüste gehn.
Es schläft so ein seltsam Klingen im Tal,
Die Blumen raunen: Du — rat' einmal . . .
Und nächtens hat mich ein Traum geneckt,
Hast hätt' ich mich vor der Mutter versteckt.
Meine Mutter geht schweigend hin und her,

Als ob ich ein arges Südenkind wär.
Mein Gärtchen gar trägt ein fremd Gesicht,
Wir möchten plaudern und kennen uns nicht.
Ich lauf so hinein in den blauen Tag
Und lausche und zähle der Stunden Schlag. —
Ei, daß jeder Baum, jedes Wässerlein wüßt:
Mich hat noch nie ein Liebster geküßt!

Luisa Kaspar und ihr Liebster.

Erzählung von Alfred Fankhauser.

Der Liebesbrief.

Auf dem Küchentisch des Kasparhauses lagen die Bohnen und um den grünen Haufen herum standen Frau Kaspar und ihre Töchter, die Hülsen eilig entfäden. Die Hände schafften eifrig; aller Augen richteten sich starr auf die Arbeit.

Nebenan auf dem Herde tanzten weiße Dämpfe zur Decke hinauf, wo in Ruß die langen Reihen von Schinken, Speckseiten und Würste hingen. Am Fenster sausten drei Wespen um eine verschlossene Korbflasche, sausten erzürnt um die Köpfe der Frauen, bis Marie die Schürze losband und damit die Räuberinnen vertrieb.

Wortlos taten sie die Arbeit. Luisens Stirne zog ungewohnte Falten, sie wichen nach beendigtem Werk nicht. Die Mutter blickte zuweilen verstohlen nach der Tochter hin, und während sie die Hülsen in den Kochtopf padte, bemerkte sie: „Arni Gottfried hat Ferien! Er ist gestern gekommen.“

„Soso!“ sagte Luisa; sonst nichts. Marie riß die Augen auf.

„Hast du Muster gefunden für deine Vorhangspitzen?“ fragte die Mutter.

„Nein, ich mag nicht häkeln.“

„Aber, Luisa!“

„Ich habe gestern bei Frau Arni ein breites Muster

gesehen; in ihrer Hinterstube; weißt du, Frau Arni hat sie selber gehäkelt; es sind Sterne und Ringe; ich wollte, wir hätten auch solche!“

„Ich kann ja Frau Arni um das Muster bitten,“ sagte Luisa.

„Meinetwegen,“ lächelte die Mutter, „aber wenn du gehst, so zieh eine andere Bluse an; die Frau Notar sieht drauf.“

„Meinst du? So ziehe ich die weiße an.“

Marie und die Mutter verschwanden, während Luisa in der Küche weiter hantierte. Als sie einen Augenblick lang auf die Glut starrte und die weißen Dampfgespenster verfolgte, erschien im Türrahmen ein Mützenhirm und drunter ein Schnurrhart. Luisa fuhr auf. Die Mütze war aber nicht rot und weiß, sondern blau, der Ärmel nicht schwarz, sondern grau, und die Stimme, die Grüßgott rief, klang wie die alltägliche Briefträgerstimme. Luisa nahm gleichgültig Zeitung und Briefe entgegen, und fand etwas für sich: Krebsburg! hieß der Stempel. Ihre Freundin aus Krebsburg, von der Pension Raßengold, mußte geschrieben haben. Luisa öffnete hastig, las und lachte laut auf; dann als ob sie die Mutter rufen wolle, schaute sie zur Türe hinaus, fuhr aber eilig zurück: „Gottfried Arni.“ Nur einen Augenblick legte sie den Zeigfinger ans Kinn und sah nach; dann leuchteten ihre Augen; man hätte drin lesen können: „Ich hab's!“

Sie trat auf die Terrasse; er kam die Straße herauf; sie nahm die Gießkanne, wie wenn sie im Garten Arbeit hätte; gleichzeitig mit Gottfried erreichte sie die Terrassenede.

„Guten Tag, Fräulein! Wicht Ihr das Schönste auf der Welt?“

„Ei, Herr Studio! doch der Spiegel eines jungen Herrn!“

„Nein, Fräulein! Man sagt, die alten Jungfern seien es.“

„Die tausendwochenalten, meint Ihr, Herr Arni, oder nicht?“

„Das habt Ihr getroffen!“

„Wir sind eben auch neun Jahre zur Schule gegangen! Aber wartet doch! Ich wollte Euch um etwas bitten.“

„Das wäre?“

Sie reichte ihm den Brief. „Leset ihn nur gut durch. Er kommt von der Pension Ratzengold in Krebsburg; dort drinnen lebt ein Fräulein, Nenneli Sommer, das, wie meine Freundin schreibt, behauptet, für einen jungen Herrn unnahbar zu sein. Meine Freundinnen bitten mich, einen Herrn zu veranlassen, der Wildkäuze einen Liebesbrief zu schreiben; sie sind neugierig darüber, was die Tugendhafte dann anfängt. Seid Ihr vielleicht so gütig?“

„Ei ja freilich!“ Lachend rief's Gottfried: „Soll ich ihn bringen, oder wollt Ihr ihn holen? Heut Abend wird er fertig sein. Ei ja freilich, solch liebenswürdige Bitte darf man nicht abschlagen.“

„Ich werde ihn am Abend abholen“, entgegnete Luise leise; „sowiegleich wollte ich die Frau Notar heimsuchen und um etwas bitten. Ich lasse sie recht freundlich grüßen.“

Er dankte und schlug den Weg ins Dorf ein; sie trat in die Rüche.

* * *

Abendrot schimmerte durch die Bäume; in den Dorf-gassen knarrten die Graswagen; die Schatten dehnten sich hinter den Häusern und krochen durch die Hoffstatt. Um den Turm segelten die schwarzen Schwalben mit lautem Spyh—ryh! Spyh—ryh!

In der grünen Laube des Notarhauses saßen die Witwe und ihr Sohn, der schmucke Student. Er nebelte gewaltig; so tat er immer, wenn er ärgerlich war. Die Witwe sah ihn mit scharfen Augen an; ihre schmalen Lippen zuckten, die Falten um die Mundwinkel vertieften sich, als sie begann: „Ich hätte gern gesehn, wenn du des Vaters Nachfolger würdest.“

„Ich auch, Mutter.“

„Ja, Gottfried! Aber Notar allein ist nichts; du mußt, wie der Vater, auch Gemeindeschreiber werden. Dorther kommt das Geld. Notar heißt man nur der Ehre wegen.“

„Aber, Mutter! Willisheim hat ja einen Gemeindeschreiber!“

„O du Kind! Weißt du, wieviel es gefötestet hat, bis die Gemeinde ihn dazu machte und nicht einen Notar hieherzog, der dir den Brocken vorweg gefressen hätte! Man könnte glauben, du seiest kindisch!“

„Also“, meinte der Sohn, „habt ihr mir einen Stell-

vertreter hergeschafft, den ich nun, sobald ich ausstudiert habe, ablösen soll?“

„Nicht sollst, sondern kannst, wenn du willst! Aber ohne die Freundschaft der Rasparsippe wirst du nie Gemeindeschreiber; und bist du das nicht, so schlage dir nur getrost ein Notarbureau auf; du wirst dich gewiß nicht zu Tode arbeiten müssen.“

„Das alte Lied!“ brummte Gottfried. „Ich wüßte niemand, der mir freundlicher gesinnt wäre als die Rasparsippe.“

„Wann wirst du eigentlich gescheidt?“ rief die Mutter fast außer sich. „Es handelt sich nicht darum, ob sie deine Freunde seien. Sie sind ja. Aber bleiben sollen sie es; bleiben!“ Und die Witwe warf ihr Stridzeug zornig auf den Tisch.

Der Sohn hörte zu paffen auf und meinte bedächtig: „Aber Mutter, Mutter! wozu die Aufregung! Die schwarzhaarige Luise gefällt mir ja! Und auf den Kopf gefallen bin ich doch nicht!“

Die Mutter machte große Augen. „Warum bist du denn so gleichgültig? Bummelst lieber im Felde herum, anstatt die Leute zu grühen. Wen von den maßgebenden Personen hast du schon besucht?“

„Ich bin Gottfried Arni, und mir vorderhand allein maßgebend! Wenigstens ein wedelnder Hund will ich nicht werden. Verzeiht Mutter!“

„Also war dein Vater ein wedelnder Hund?....“

„Guten Abend!“ Luisens helle Stimme klang durch das Halbdunkel.

Mit völlig veränderter freundlicher Miene und lieblichen Worten empfing Frau Arni die Tochter und führte sie ins Haus. In Rauch gehüllt, folget Gottfried. Als sie im Scheine der Lampe saßen, oben am Tisch die Mutter, links und rechts von ihr, einander gegenüber, die jungen Leute, herrschte einen Augenblick fragendes Schweigen. Er betrachtete ihren bloßen Hals, wo die roten Schatten des Papierschirms sich bewegten, und ihre Hände, die mit einem silbernen Kettlein spielten. Ein Lächeln überflog sein Gesicht. Er wandte die Augen weg und unterbrach die Stille: „Der Brief ist zu Ende, Fräulein! Ihr werdet mit mir zufrieden sein.“

Sie lächelte auch. Ihre weiße Bluse kleidete sie reizend.

„Soll ich ihn vorlesen?“ frug er.

„O, wenn Ihr so gütig sein wollt!“

„Was ist's?“ forschte die Mutter. Er teilte ihr die Umstände mit und las daraufhin sein Kunstwerk vor:

„Berehrtes Fräulein!

Mit viel Mühe habe ich Ihren lieben Namen erforscht und wage den ungewissen Schritt, Ihnen zu bekennen, was ich im Herzen trage, mit Freud und Schmerzen trage.

Wenn ich so im Menschenstrome der großen Stadt dahinwandle und all die fremden Gesichter betrachte, ach, da find ich nicht eins, das ich lieben möchte, und ich eile weiter, einsam, traurig.

Doch wenn sich mein Blick umsamt vor Leid und Heimweh, glänzt mir aus den Tränen ein Bild wie aus zauberhaften Edelsteinen, Locken wie Sonnenstrahlen, Wangen wie Rosen, Hände wie Lilien, Augen wie die Tiefen des Himmels — Ihr Bild.

Doch weh! Sie kennen mich nicht. Gönnen Sie mir einen Strahl Ihrer Augen. Und kennen Sie mich nicht, so lassen Sie Ihre Blicke durch die Menge schweifen, dann weiß ich, daß ich nicht vergeblich bat.

Ich weiß, in welcher Anstalt Sie wohnen, weiß, welch ein finstrer, einäugiger Geist dort herrscht; ein Geist, dem grimmen Hagen des alten Liedes vergleichbar. Ich habt erfahren und brenne, ihm zu begegnen. Seien Sie die fühne Kriemhild, die seinen Zorn nicht fürchtet. Ich weiß, und Sie wissen auch: Er haßt die Liebe. Seien Sie klug. Halten Sie ihn zum Narren. Sind Sie nicht ebenso gescheidt wie eine alte Pensionsmutter? Und fürchtet Liebe die kleinen Herzen? Ich mußte schreiben. Verzeihung!

Ihr einsamer

Adolf Meister, stud. jur.

„Man könnte glauben, es sei dir Ernst, Gottfried“, sprach die Mutter. „Was wird das werden? Luise, Luise! Was soll das arme Fräulein anfangen?“

„Eben das nimmt uns wunder! Wenn sie den Verstand verlieren sollte, würden meine Freundinnen ihr wieder dazu verhelfen.“

„Wird kaum Gefahr haben“, meinte Gottfried. „Gebröhnlich machen solche Briefe den werten Damen die Köpfe groß, das ist alles.“

Luise gab ihm einen Blick: „Du Unverschämter!“ wollte das sagen. Sie nahm den Brief und verbarg ihn.

Wieder wandte Gottfried die Augen ab: die Schatten in den Blusenfalten bewegten sich wie Schlangen; wie Schlangen züngelte es einen Augenblick in den Augen der Mutter, als sie ihren Sohn so verlegen sah. Sie suchte Luisen zum Plaudern zu bringen, fragte von Rosen, von Nelken und Geranien, von Pensionsgeschichten und silbernen Kettchen, bis das Mädelchen die anfängliche Scheu verlor und sich unbefangen dem Gespräch hingab; sie erzählte von der Schule; sie witzelte über die Pension Ratzengold, sie gab Liebesgeschichten ihrer Freundinnen zum besten und lachte dazwischen so lerchenhell, daß der Jüngling jedesmal zusammenzuckte. Immer finstrer blickten seine Augen, immer anhaltender ruhten die Blicke auf der blühenden Jungfrau; seltener sprach er; die Pfeife ging längst aus. Doch wenn sie witzelte, sei es über Freundinnen, sei es über junge Herren, irrten seine Blicke fragend zur Mutter. Plötzlich erhob er sich, riß das Fenster auf und pfiff einen wilden Marsch in die Nacht hinaus.

„Was gibts, was gibts?“ fragte die Witwe.

„Was es gibt? Mich ärgert, daß ich morgen abreisen muß.“

Luise stand auf und sagte dazu: „Und auch ich muß abreisen. Ist's dunkel draußen?“

„Nicht gar sehr. Ich werde Euch begleiten, wenn Ihr nichts dagegen einwendet.“

„Was soll ich einwenden, Frau Arni?“ fragte Luise. „Nichts.“

„Also, Herr Gottfried!“ Mit herzlichen Worten schieden die Frauen von einander; der Spießen ward mit keiner Silbe gedacht. Das Mädelchen folgte dem Jüngling; die Witwe begab sich ans Fenster und lauschte in die Nacht hinaus.

Mit leisen, langsamem Tritten bewegten sich die jungen Leute dem Rasparhaus zu. Ein schmaler Mond wandelte durch die Bäume und verschwand hinter dem Kirchturm, als sie am schwarzen Friedhofsgitter still standen.

„Horch, Gottfried!“

Leise rauschte die Luft, wie die Atemzüge eines Schlafenden. War's der Widerhall des entfernten Dorfbrunnens, dessen Strahl bald schwollt, bald schwundet? Waren es die schlafenden Bäume? Oder die Toten?

Gottfrieds Arm zuckte.

„Was finnt Ihr?“ fragte Luise.

Er zog sie an sich und flüsterte: „Mir kommt ein böser Tag in den Sinn. Wüßt Ihr's noch, wie sie meinen Vater da hinaus trugen?“

„Ja.“

„Da waren wir Kinder. Ich lehnte an die Laubenwand und sah den Zug das Haus verlassen. Zwei Männer zu hinterst lachten, als sie die Hüte aufsetzten; da trippelte es hinter mir, zwei Händchen berührten meine Wangen und ein Stimmchen flüsterte — was flüsterte es?“

„Armer Gottfried, jetzt hast du keinen Vater mehr, sagte ich.“

„Und weißt du, wie wir nachher stritten?“

„O ja, du wehrtest dich, er sei in den Himmel gegangen, und ich behauptete, er liege im Grabe; am Ende weinten wir beide vor Zorn.“

Schauernd zog Gottfried sie an sich. „Komm, gehen wir!“ Wieder wandelte der Mond mit ihnen; die Blumen des nahen Rasparhauses, die Rosen im Garten, die Papeln und alle Giebel des Dorfes ragten wie Träumende in die Luft. Am Gartenzaun standen die Zwei, vom Dachschatten verhüllt, standen lange lautlos da, umweht von Rosenduft und sehnsuchtweckendem Windgeflüster. Des Mädchens Kopf war an Gottfrieds Brust gesunken. Ihre seidenen Haare berührten seine Wangen. Auf einmal durchbrach ein schriller Vogelschrei die Stille. Gottfried fuhr auf und schwang Luisen aus dem Schatten heraus ans Licht. „Sieh, er will untergehen, der Schwindler. Morgen wieder, morgen! Die Nacht ist ungesund und der Mondschein noch mehr. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Gottfried! Bürnst du immer noch?“

„Darüber ein' andermal!“ Sie zog seine Hand mit sich und ließ sie erst los, als die Arme zu kurz wurden. Raum war sie im Haus verschwunden, so knarrte das Fenster ihres Stübbchens. Über den Blumen erschien der Mädelchenkopf. Zwei weiße Arme kreuzten sich über der Stirn; die Hände faßten das obere Blumenbrett. Eine dunkle Geraniumtraube reichte bis mitten auf die Brust. So stand die Gestalt und lauschte in die Nacht hinaus, lange noch, nachdem die Schritte Gottfrieds verhallt waren.

(Fortsetzung folgt.)